

(Nachdruck verboten.)

80]

Die Fanfare.

Roman von Friß Mauthner.

Richard erschrak vor dem Ungestüm des Vaters, das er noch niemals so schrankenlos hatte walten sehen; nur unklar erinnerte er sich aus seiner Kinderzeit, daß der Vater alle Freuden und Leiden des Hauses zu vergrößern liebte und sich leicht und gern in eine wilde Stimmung hineinredete.

Der Alte ließ ihn nicht zur Besinnung kommen; er faßte ihn unter den Arm, ging mit ihm etwas ruhiger auf und nieder und ließ sich die Schriftsteller und Gelehrten nennen, die Politiker und die Dichter, welche nach Richards Meinung dem Blatt zur Zierde gereichen würden. Richard war völlig bezwungen, als er diese Wirkung seiner heftigen Worte wahrnahm.

So gingen denn Vater und Sohn diesmal noch in Eintracht auseinander. Der alte Mettmann bildete sich ein, durch die vornehmen Ansprüche seines Sohns plötzlich auch einer von den aristokratischen Verlegern geworden zu sein, die er zu verachten vorgab und denen er sich fürs Leben gern gleichgesetzt hätte.

Richard aber hatte die erste ruhige Stunde seit seiner Rückkehr. Wenn ein Gefühl tiefer in ihm wurzelte als seine Neigung zu Johanna, so war es der alte, unklare Knabenwunsch, das Verhältnis zu seinem Vater freundlich zu ordnen.

Und wenn ein Schmerz schwerer auf ihm lastete als das schändliche Elend Johannas, so war es die Ueberzeugung gewesen, daß sein Vater ihn durch sein ganzes Wesen jetzt ferner stand als je. Und nun hatte seine Empörung ihm den Mund geöffnet, er hatte gegen den Vater ein befreiendes Wort gesprochen und statt einer weiteren Entfremdung, statt eines unnatürlichen Bruchs war ein Einbernehmen daraus gefolgt. Das mußte noch besser werden; Richard wollte seinen reineren Geschmack, seine höhere Bildung dem Vater zur Verfügung stellen und ehrlich an der Veredelung der Zeitung mitwirken, anstatt trotzig zur Seite zu stehen und dem Vater unrecht zu thun; er wollte ihn und das Blatt schnell zu sich emporheben und sich so am eignen Vater einen Freund erobern.

Frischer als je eilte er noch in derselben Stunde zu Frau Leontine; er machte nur den Umweg über die nächste Blumenhandlung, um der schönen Freundin am Neujahrstage nicht ohne einen Strauß entgegenzutreten. Die Auswahl war nicht mehr groß; die beiden hübschesten Stücke waren noch ein großer Buschen von langstieligen Parmaveilchen und ein Spiegel, dessen einfacher Metallrahmen mit einem dichten Kranz von Marschall-Niel-Rosen umwunden war; er liebte diese Eintagspiegel nicht und nicht Leontines Lieblingsblume, aber er mochte ihr auch nicht die Veilchen bringen, er wußte den Grund im Augenblicke selber nicht. So kaufte er den Spiegel und gab Auftrag, ihn sofort an die Adresse bringen zu lassen; er selbst nahm als Vorläufer seiner Neujahrsgabe eine einzelne, kauftgroße Marschall-Niel-Rose, die ihr schweres Haupt, wie übersättigt von Saft und Duft, am Stengel niederhängen ließ.

Frau Leontine lächelte dankbar, als er ihr die gelbe Blume überreichte, eine gleiche Rose steckte schon an ihrem Gürtel; Graf Trienitz, der sich neben ihr so langsam erhoben hatte, als wäre seine Mattigkeit Hochmut, hatte diese Rose gebracht. Leontine steckte Richards Blume ins Haar.

„Dieses Schwefelgelb,“ sagte sie, „ist doch eigentlich gar keine Farbe; es paßt so gut zu Schwarz, daß ich es gern als Trauerbouquet eingeführt wüßte.“

Richard mußte hoch in des Grafen Achtung stehen, denn dieser reichte ihm bei seinem Eintritt drei Finger, ohne daß das Einbiegen der beiden andern fühlbar war, und blieb noch fünf Minuten in der Stube; er sprach fast allein, nicht ohne Befessenheit und nicht ohne Annut über die Bedeutung der Farben, über die Symbolik der Blumen im Orient, verwechselte nur einmal das alte Troja mit Konstantinopel, und später, als er sich berichtigen wollte, mit Athen, dann flüsterte er kaum hörbar etwas Boshaftes über die modernen Finanzleute, die Blumen verschleppen, deren Namen sie nicht wüßten, weil sie als Kinder noch keinen Park betreten

hätten; endlich gab er sowohl der Hausfrau als dem andern Gäste Gelegenheit, ein Wort zu sagen, und erhob sich zum zweitenmal mit drei schweren Bewegungen gemächlich von seinem Stuhl.

Er hatte sich noch nicht verabschiedet, als der Diener den Blumen Spiegel mit der Karte Richard Mettmanns hereinbrachte. Nun gab es noch ein allgemeines Lachen, das nicht ganz frei von Verlegenheit war, denn Graf Trienitz hatte heute morgen genau denselben Rosenbau hergeschickt, nur daß Richards Geschenk jetzt frischer war.

Diese Bemerkung war nach einigem Schweigen das erste Wort Leontines, nachdem der Graf sich mit einem leisen Handkuß empfohlen hatte. Richard war seit der Aufführung seiner „Fata Morgana“ mit der schönen Frau zum erstenmal allein und ahnte, daß diese Stunde für sie beide entscheidend werden könnte. Der glückliche Verlauf seiner Unterredung mit dem Vater hatte ihn mittelst und weich gestimmt; und er hatte so viel auf dem Herzen, was sein Vater schwerlich verstand, was er nur in ein fein empfindendes, ihm innig zugethanes Frauengemüt ausströmen lassen konnte. Was ihn von Leontine fern hielt, sobald der Zauber ihrer Nähe nicht mehr wirkte, das vergaß er jetzt völlig und das wollte er vergessen; das schöne Weib war seine einzige und beste Freundin, an ihrer Brust wünschte er die traurig beendigte Geschichte seiner armen, jungen Liebe zu vergraben, und von ihren Lippen wollte er ewiges Vergessen trinken, wenn es für ihn ein Vergessen gab.

Leontine fühlte Richards Wunsch aus dem Zittern seiner Stimme und aus seinen unruhigen Bewegungen. Hatte sie eine Stunde vorher vielleicht noch geschwankt, jetzt war sie entschlossen, diesen leidenschaftlich bewegten, ehrlichen Menschen zu fesseln und zu behalten. Sie gab dem eintretenden Diener, der wieder ein Neujahrsgeschenk, einen hohen Luftsaß von Mailglöckchen hereinbrachte, den Befehl, für heute niemand mehr vorzulassen; sie wollte ungestört bleiben.

Der Diener stellte die Blumen zu den andern und entfernte sich geräuschlos. Richard war mit Leontine allein, und sie hatte eben gesagt, sie wolle mit ihm ungestört bleiben; er wußte es, daß es nun in seiner Macht lag, dieses köstliche Weib, das ihn berauschte, zu umfassen, zu küssen, und daß er es erreichen konnte, von Stunde an neben ihm, seinem Weibe, ein beneidenswertes Dasein zu führen.

Auf eine stumme Handbewegung Leontines hatte er sich neben sie auf das kleine Sofa gesetzt; so ruhten sie, jeder in seiner Ecke, dicht neben einander, beide befangen, beide schwer atmend. Leontine fühlte mit Behagen, wie das Blut ihr die schönen bleichen Wangen färbte.

Nur ein leiser Seufzer Leontines war es, der plötzlich die Stille unterbrach, aber er reichte hin, um Richard aus den Träumen zu erwecken; plötzlich ergriff er ihre beiden Hände und im nächsten Augenblick lag er zu ihren Füßen, seinen Kopf in ihren Schoß gedrückt; die Hände hatte er dann schon wieder losgelassen und ihren Leib stürmisch umfangen. Leontine wehrte sich nicht; mit halbgeöffnetem Munde, mit geschlossenen Augen warf sie den Kopf nach rückwärts, und während ihr ein kalter Schauer vom Herzen bis zu den Haartwurzeln lief und ihre Wangen blässer als je erbleichten, bewegte sie die Lippen zu Worten, die sie unhörbar kispelte:

„Endlich! Das Glück!“

Und als plötzlich Richard seine rechte Hand fortzog und mit ungestümmter Bewegung die Rose von ihrem Gürtel fortriß und mitten in die Stube warf, dann Leontine noch fester umschlang und sein Gesicht schwer in ihren Schoß legte, da ließ sie ihre kühlen Finger alle auf seinem Kopfe ruhen, und weich mit seinen Haaren spielend, sprach sie leise:

„So liebst Du mich, Richard?“

Er schüttelte heftig den Kopf, als wollte er sagen: sie solle jetzt nicht sprechen.

Da rief Leontine laut, mit höhnischen Lippen und siegreichen Witzgen der Augen, als hätte sie das feindliche Schicksal besiegt:

„Endlich! Das Glück!“

Und sie wühlte mit Lust in den braunen Haaren des liebsten Menschen.

Richard hörte ihren Ruf nicht und fühlte ihre Hände nicht; mit ihm war etwas Außerordentliches vorgegangen.

Johanna war ihm wieder erschienen, und er konnte sich vor dem sehnsüchtigen Glanz ihrer klaren Augen nicht anders retten, als indem er das schöne, verführerische Weib an sich preßte und in der Umarmung das Bild der Versucherin auslöschte. Während er aber die Arme um das blühende Leben Leontines geschlungen hatte und seine heißen Augen in den Falten ihrer Seide barg, da sah und hörte er nichts mehr als Johanna: Johanna hielt er umschlungen, zu Johannas Füßen lag er, und Johanna beugte ihn, verzeihend und lächelnd, das schöne Haupt, und glückberauscht, in einem Taumel, aus welchem niemand ihn erwecken sollte, bewegte auch er unhörbar die Lippen und flüsterte ein einziges Wort:

„Johanna!“

Er wollte nicht zurückgerissen werden in das wache Leben, darum schüttelte er heftig den Kopf, als er plötzlich, wie aus weiter Ferne, eine feindliche, fremde Stimme vernahm, darum schleuderte er die Blume fort, die einen feindlichen, fremden Duff ausströmte, und fester und fester zog er Johanna an sich.

Es war eine lange glückliche Zeit, die Minuten, welche dem Paare so entschwanden. Während Leontine wie in jugendlicher Seligkeit lächelte und dabei schon flüchtige Pläne für die Form der Eheheligung entwarf, fühlte sie langsam, wie Richards Umschließung immer enger wurde, dann plötzlich nachließ, wie ein jäher Thränenschauer den Körper des Manns erschütterte, wie er dann ihre Hände suchte und eine um die andre an seine Lippen zog.

Nun war es bald Zeit, vernünftig zu sprechen.

Sie beugte ihren Kopf nieder, hob mit beiden Händen Richards Haupt empor und flüsterte:

„Steht auf, Du lieber Narr, setze Dich wieder ordentlich neben mich; wir müssen uns wie zwei erwachsene Menschen benehmen und haben uns viel zu erzählen.“

Sie blickte erschreckt in seine Augen; daraus war jede Spur von Glück entflohn, und wie entsetzt blickte er sie an; er erhob sich müde, ohne ihre Hände loszulassen, setzte sich neben sie und sagte mit trübem Lächeln:

„Ich bin noch gar nicht so alt, wie Du mich haben willst; Du mußt Geduld mit mir haben!“

(Fortsetzung folgt.)

Das Buchgewerbe auf der Weltausstellung.

In der Heimat haben sich die deutschen Jünger der schwarzen Kunst nicht immer des besten Wohlwollens der Behörden zu erfreuen. Aber in Paris, wo man auf der Weltausstellung zeigen will, was Deutschland kann, ist dem Buchgewerbe der vornehmste Platz eingeräumt worden, der zu vergeben war. Das mit großer Pracht in der Rue des Nations, dicht am Ufer der Seine, errichtete „Deutsche Haus“, das ja schon früher hier beschrieben wurde, birgt in seinem Innern eine stattliche Reihe von Ausstellungssälen, und mit Ausnahme eines der Photographie und eines den sogenannten „Wohlfahrtsbestrebungen“ gewidmeten Zimmers sind sie alle dem Buchgewerbe zur Verfügung gestellt worden.

Alle unsere alten Verlagshäuser finden wir hier mit ihren besten Leistungen vertreten, ihren Prachtwerken, ihrer wissenschaftlichen Literatur, ihren populären Schriften. Und würde auch gewiß der Jubel vieler dieser Bücher zu begründeten Ausstellungen Veranlassung geben: in technischer und künstlerischer Beziehung sind es vielfach Musterwerke. In England ist man vielleicht weiter in der Kunst, ein Buch in Inhalt, Schrift, Illustration, Einband als einheitliches Ganzes zu behandeln, die einzelnen Verlagsartikel individuell und eigenartig auszustatten. In Frankreich steht die Luxusbuchbinderei höher als bei uns, weil es dort seit Jahrhunderten zahlungsfähige Bücherliebhaber gegeben hat, die große Summen auf die Ausstattung ihrer Bücher verwenden. Die Buchbinder hatten also mehr Gelegenheit, Technik und Kunstgeschmack zu bilden, als bei uns, wo auch die reichen Leute für ihre Bücher nicht viel übrig zu haben pflegen.

Aber alles in allem genommen, steht unser Buchgewerbe sehr hoch. Fehlt es an Aufträgen für die Luxusbinderei, so ist die Großbuchbinderei dafür um so entwickelter. Das was man auf diesem Gebiet vor allem in Leipzig leistet, wird vielleicht in seiner Leichtigkeit und Eleganz auf der ganzen Welt zu demselben Preise nicht nachgemacht.

Ebenso zeigt die Ausstellung der eigentlichen Druckproben, in der die bekanntesten deutschen Druckereien vertreten sind, daß das Land, von dem die Buchdruckerkunst ausgegangen ist, auch heute mit seinen typographischen Leistungen noch in der vordersten Reihe steht. Beachtenswert ist die große Aufmerksamkeit, die in den deutschen Druckereien jetzt den neuen Illustrationstechniken gewidmet wird. Besonders die verschiedenen photomechanischen Druck-

verfahren werden noch immer verbessert, wie ja auch die Autotypie, das wichtigste dieser neueren Verfahren, eine deutsche Erfindung gewesen ist. Für die schwierigeren, künstlerischen Aufgaben allerdings behauptet sich nach wie vor der Holzschnitt.

Eine sehr hübsche Einrichtung im Deutschen Hause ist es, daß die ausgestellten Bücher nicht nur von außen gesehen, sondern auch an Ort und Stelle benützt werden dürfen, was vielfach geschieht! Ebenso wie Deutschland haben auch verschiedene andre Staaten Sonderausstellungen ihrer Bücher und dergleichen veranstaltet. Oesterreich zum Beispiel hat in seinem geschmackvollen Repräsentationsgebäude, das vielleicht das schönste auf der ganzen Ausstellung ist, eine Ausstellung seiner Zeitungen zusammengestellt. Die österreichische sozialistische und sonstige Arbeiterpresse genießt dabei den Vorzug, in Gestalt von 23 politischen und Fachblättern räumlich vereinigt zu sein und eine besondere Wand des österreichischen Hauses durch ihr Dasein zu verschönern. Allerdings hat Oesterreich für die Bildung der Ausstellungsbesucher genug zu thun geglaubt, wenn es ihnen die abgeschnittenen „Köpfe“ der Zeitungen zeigt.

Amerika ist toleranter. Sein großes Haus ist an sich schon ein stichlicher Zukunftsstaat, denn die zahlreichen, luxuriös und bequemer ausgestatteten Zimmer desselben stehen tagsüber den ermüdeten Ausstellungswanderern ohne weiteres zur Verfügung frei. Und um auch für Zerstreuung zu sorgen, werden mehrere hundert Zeitungen, die täglich aus allen amerikanischen Staaten neu einlaufen, den Besuchern zur Verfügung gestellt. — Auch mehrere südenropäische und exotische Staaten haben Sonderausstellungen ihrer allerdings weniger bedeutenden literarischen Erzeugnisse veranstaltet. Es sieht ja auch gleich so hübsch nach Bildung und Kultur aus, wo Bücher stehen!

Vielleicht noch besser, als die eigentlichen Ausstellungsobjekte, zeigen uns die Druckarbeiten, die für die praktischen Zwecke der Ausstellung geliefert worden sind, was die einzelnen Völker auf dem Gebiete der schwarzen Kunst leisten können. Was hat der Weltjahrmart in Paris nicht alles an Büchern, Katalogen, Prachtwerken, Broschüren hervorgerufen! Kleiner der Tausende von Ausstellern hat ohne die Druckpresse fertig werden können. Ungezählt sind die Millionen von illustrierten und nichtillustrierten, gezeichnet, lithographierten, geätzten Prospekten, Katalogen und Broschüren, mit denen die Ausstellungsbesucher übersättigt werden. Wer das sammeln wollte, könnte jeden Abend schwer beladen nach Hause gehen. Weistens ist dabei aber Wert auf die beste typographische Ausstattung gelegt worden, so daß man auf diese Weise einen guten Ueberblick über die Leistungsfähigkeit der einzelnen Länder gewinnt.

Das Vorhandensein der oben erwähnten Sonderausstellungen der einzelnen Staaten hat zur Folge, daß in dem der Buchdrucker eigentlich zugewiesenen Palast rechts vom Eiffelturm Frankreich gänzlich dominiert. Dies allerdings nur hinsichtlich der hier angefertigten Druckzeugnisse, keineswegs aber hinsichtlich der Druckmaschinen. In den diesen letzteren zugewiesenen großen Sälen hat Frankreich etwa zwei Drittel des Raumes mit Beschlag belegt. Aber die Menge allein thut's doch nicht! Freilich werden in einer Reihe grober französischer Fabriken gute Schnellpressen gebaut. Aber man findet dort kaum etwas anderes als brauchbare Nachbildungen dessen, was die Engländer und die Deutschen vorgebracht haben.

Der „Figaro“ und das „Petit Journal“ haben ein paar Notationsmaschinen aufgestellt, um einen Teil ihrer Auflage in der Ausstellung drucken zu lassen. Aber das ist ja am Ende auch nicht überwältigend neu. In technischer Beziehung kann sich das französische Zeitungsweisen mit dem englischen und deutschen überhaupt nicht messen. Gibt es doch in Paris, der Dreimillionenstadt, noch keine Zeitung mit zwei Ausgaben am Tage! Dabei erscheinen die meisten Blätter nur einen Bogen, also vier Seiten stark. Und als der „Figaro“ vor einigen Jahren begann, einen halben Bogen zuzulegen, da kam dies einer Revolution gleich, und nur ganz wenig Blätter sind bisher auf der gefährlichen Bahn gefolgt.

Die übrigen Länder sind ziemlich schwach durch Druckmaschinen vertreten. Nur Deutschland macht eine Ausnahme. Feiert doch der deutsche Maschinenbau überhaupt Triumphe in Paris, und wiederholt hat der Schreiber dieses auf der Straße oder am Wirtschaftstisch aus dem Munde von Franzosen begeisterte Schilderungen der „machines allemandes“ gehört. So stammt denn auch in der Druckerei-Abteilung der „Clou“ aus Deutschland. Es ist ein wahres Monstrum von einer elektrisch angetriebenen Sechsfarben-Druck-Notationsmaschine, von den vereinigten Fabriken in Augsburg und Nürnberg ausgefertigt.

In den Nebensälen finden wir eine kleine historische Ausstellung zur Geschichte des Buchs. Interessant sind in rotes Leder gebundene Bücher aus der Zeit der französischen Revolution mit dem in Gold aufgeprägten damaligen Symbol der Revolution, dem aufrecht stehenden Säbel mit der phrygischen Mütze auf der Spitze.

Groß und sehenswert ist die Ausstellung moderner französischer Druckwerke. Es ist ja bekannt genug, daß Frankreich auf dem Gebiet des Buchs und besonders des Kunstbruchs Hervorragendes leistet. Der gute Geschmack ist hier von jeher zu Hause gewesen, und Entartungen, die ja auf das Streben nach Fortschritt zurückzuführen sein mögen, finden sich nicht so häufig wie anderwärts. Aber die alten Kunsttraditionen haben auch ihre Gefahren. Das zeigt sich gerade im französischen Kunstgewerbe. Man kommt dort viel schwerer los von den historischen Stilformen, als bei uns, wo sich besonders auch

in der Buchdruckerei das Bestreben zeigt, Neues, Modernes zu schaffen.

Bei uns hat sich die Buchdruckerei fast überall der „modernen Richtung“ angeschlossen, ja sie wirkt infolge der Leichtigkeit, mit der sie die modernen, frei erfundenen dekorativen Formen verwenden und in die Menge werfen kann, besonders werbend und populärisierend.

Den modernen Bestrebungen hat sich auch die Reichsdruckerei in Berlin angeschlossen, von der es ja bekannt ist, daß sie auf allen graphischen Gebieten durchaus Hervorragendes leistet. Auch so ein kleines Beispiel zur Widerlegung der Manchesterlehre, wonach ernstes Fortschrittsstreben nur in von der Konkurrenz gepeinigten Privatbetrieben zu erwarten sei. Die Arbeiten der königlichen Porzellan-Manufaktur und der Reichsdruckerei beweisen das Gegenteil!

Von all dem Schönen, womit die Reichsdruckerei in Paris vertreten ist, wollen wir nur eins erwähnen: den amtlichen deutschen Katalog der Weltausstellung.

Daß es eine typographische Leistung ersten Ranges ist, kann nicht bestritten werden. Die Schrift dazu ist speziell für diesen Zweck in der Reichsdruckerei angefertigt worden. Sie lehnt sich, wie mitgeteilt wird, an Typen von rundlichem Schnitt an, die bei den deutschen Druckern der gotthijchen Epoche für verschiedene Sprachen üblich waren. Die „eigentlich deutsche“ Schrift habe daher auch für die französische und englische Ausgabe des Katalogs verwendet werden können. Sie soll, entgegen dem sonstigen Princip der Reichsdruckerei, durch Abgabe der Matrern an Privatgießereien der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden.

Als gänzlich verfehlt muß jedenfalls der Versuch betrachtet werden, durch Uebernahme der Schrift in die französische und englische Ausgabe den Antiqua druckenden Ländern (Antiqua heißt in der Buchdruckerprache, was die Laien „lateinische Schrift“ nennen) diese für sie nur schwer lesbare deutsche Schrift aufzudrängen zu lassen, die übrigens nichts anderes ist, als eine Antiqua mit angebogenen „deutschen“ Ecken und Konten. Verfehlt ist es ferner und erschwert die Uebersicht, bei den Zeilenaufgängen der Absätze keinen Einzug zu machen.

Der Buchschmuck rührt von dem Maler Pantof in München her, der auch die ganze Drucklegung nach künstlerischen Gesichtspunkten geleitet hat. Seine Bignetten werden manchem zu „secessionistisch“ sein. Aber es sind durchaus originelle Arbeiten, alle im Flächenstil, wie es sich für die Verzierung eines Buchs geziemt, und vielfach von den geschmackvollsten Farbzusammenstellungen. Manche sind sehr plump (wir rechnen dazu das den einzelnen Abteilungen des Buchs vorgelebte Kartonblatt), andre aufs äußerste zierlich und elegant. Ueberall zeigt sich jedenfalls Erfindungskraft und das rege Bestreben, mitzuwirken an der Ausbildung eines modernen „Stils“.

Und es ist uns lieber, die Reichsdruckerei auf solchen Bahnen zu sehen, als in den ausgefahrenen Geleisen.

Mag Pfund.

Kleines Feuilleton.

en. Eine räthelhafte und bisher unbekannt optische Täuschung hat ein Gelehrter des Amherst-College in America, Namens *Pierce*, entdeckt, und in der letzten Ausgabe der „Science“ ausführlich beschrieben. Da jeder, der sich für derartige Dinge interessiert, die Erscheinung mit geringen Mitteln selbst hervorbringen und prüfen kann, so wird ihre Schilderung am Platze sein. Der einzige „Apparat“, der unbedingt nötig ist, ist ein System von dichtgedrängten schwarzen und weißen Linien und ein in der Nähe befindlicher völlig dunkler Hintergrund. Am besten besorgt man sich ein Stück gewöhnlichen schwarzen Tuchs von der Größe einer Elle im Quadrat, auf dem schmale weiße Linien im Abstand von nicht mehr als 2 Millimeter eingewirkt sind; solches Tuch wird man in großen Warenlagern meist vorrätig finden. Das Stück wird an die Wand gedrückt, so daß es vom hellen Lichte getroffen wird, und dann darüber oder daneben ein quadratisches Stück aus schwarzem Karton befestigt. Nun ist alles zur Beobachtung bereit. Man hefte das Auge auf einen Punkt in der Nähe der Mitte des Tuchsstücks und halte es wenigstens 20 Sekunden fest darauf gerichtet. Dann wende man den Blick schnell auf den schwarzen Karton, und die Augentäuschung wird sofort erscheinen. Sie besteht in einer dünnen Wolke von Staub, der sich durch das Gesichtsfeld hindurch bewegt. Die winzigen Teilchen darin gleichen etwa den Stäubchen, die man in einem einzelnen Sonnenstrahl tanzen sieht, und sind auch etwa in derselben Dichte zusammengeedrängt. Die merkwürdige Erscheinung scheint bei jedem Menschen aufzutreten, nur ist nicht jedes Auge dafür gleich empfindlich, weil der eine nur 5, der andre bis zu 30 Sekunden das Tuch mit den weißen Linien fixieren muß, ehe der weißliche Staub wahrzunehmen ist. Ist die Täuschung einmal erschienen, so kann sie durch eine ganz kurze Fixierung des Liniensystems wieder erneuert werden. Auch die Dauer der Erscheinung ist individuellen Schwankungen unterworfen, sie dauert bei verschiedenen Personen verschieden lange, zwischen 4 und 30 Sekunden. Das eigentlich Sonderbare, was allein zu einer Erklärung des Phänomens benutzt werden kann, kommt aber erst. Es fällt nämlich dem einigermaßen aufmerksamen Beobachter auf, daß dieser scheinbare Staub sich immer in einer ganz bestimmten Rich-

tung bewegt und daß diese Richtung stets senkrecht zu der Richtung der weißen Linien auf dem fixierten Tuchsstück verläuft. Gelegentlich vollzieht sich die Bewegung der weißen Staubföhen freilich auch in gebogenen Linien, einem Wirbel aus seinem Schnee ähnlich, oder es entstehen untergeordnete Strömungen innerhalb des Hauptstroms. Dennoch ist eine Richtung in der Bewegung stets vorherrschend, und diese stellt sich wie gesagt senkrecht zu jenen weißen Linien. Der Beweis dafür ist auf die einfachste Weise zu erbringen. Wenn das Stück Tuch so aufgehängt wird, daß die weißen Linien von oben nach unten verlaufen, so bewegt sich der Staubstrom gewöhnlich von rechts nach links, für manche Person freilich auch umgekehrt von links nach rechts. Wird das Tuch nun so umgehängt, daß die Linien horizontal gerichtet sind, so erfolgt die Bewegung des Staubstroms von oben nach unten oder ebenso häufig auch von unten nach oben. Es kommt sogar vor, daß die vorgetäuschten Staubteilchen teils von oben nach unten, teils von unten nach oben zu strömen scheinen. Schneidet man nun das Tuch durch und hängt die Teile so auf, daß in dem einen die Linien wagerecht, in dem andren senkrecht gerichtet sind, so treten auch in dem eigentümlichen Nachbilde zwei deutlich unterscheidbare Strömungen in horizontaler und vertikaler Richtung auf. Es mag jedem überlassen bleiben, weitere Aenderungen an dem Versuch vorzunehmen und weitere Beobachtungen bezüglich der optischen Täuschung zu unternehmen. Das Unerklärliche, Räthelhafte an der Erscheinung beruht darauf, daß aus der Beobachtung eines feststehenden unveränderlichen Gegenstands ein Nachbild entsteht, dessen Teile eine Bewegung vollführen. Wo kommt die Bewegung her? — Sie deutet darauf hin, daß im menschlichen Auge unfreiwillig, auch wenn der Blick unverrückt auf einen Punkt geheftet werden soll, gewisse Bewegungen stattfinden, und es ist anzunehmen, daß z. B. in dem Fall unsres Versuchs das Auge unwillkürlich zwischen den einzelnen weißen Linien des beobachteten Tuchs hin und her gleitet. Danach würde die Bewegung der vermeintlichen Staubteilchen eine Nachwirkung unwillkürlicher Augenbewegungen während der vorausgegangenen Beobachtung sein. Es geht aus diesem Experiment hervor, daß man auf ganz einfachem Wege zu der Erkenntnis gewisser Vorgänge in den menschlichen Organen gelangen kann, die uns sonst ganz unbekannt bleiben würden. Unre interessante Sitzung ist noch nicht ganz beendet. Wir setzen noch einmal auf das weißlinierte Tuch, dieses Mal aber nur mit einem Auge, indem wir das andre zwanglos ablenken. Wenn wir dann das freie Auge wieder auf die schwarze Stelle an der Wand werfen, so bleibt die optische Täuschung aus, auch wenn die Beobachtung eine volle Minute gedauert hat, und sogar auch, wenn nachher beide Augen auf die schwarze Stelle gerichtet werden. Dafür treten aber andre Erscheinungen auf, die bei dem Gebrauch beider Augen nicht zu finden sind. Die illusorischen Staubmassen vor dem Auge stellen sich nämlich schon während der Fixierung des weißlinierten Tuchs ein, sind aber den vorher beschriebenen nicht völlig gleich, sondern stellen eher ein Netzwerk aus feinen Maschen dar, das wie aus hellgrauen Spinnweben zusammengesetzt erscheint. Auch in diesem wunderlichen Gebilde vollziehen sich gewisse Bewegungen, die auch senkrecht zu den Linien der Tuchs gerichtet sind, aber von Zeit zu Zeit durch einen Stillstand unterbrochen werden. Es würde zu weit führen, diese Täuschungen bis in ihre Einzelheiten hinein zu verfolgen, es wird schon aus den bisherigen Angaben deutlich geworden sein, daß es sich nicht um leere Gebilde der Phantasie handeln kann, sondern um Vorgänge, die auf räthelhaften, bisher nicht erkundeten Bewegungen im menschlichen Auge beruhen. —

— Die Einführung von Moschusochsen nach Europa. Der „Rossischen Zeitung“ wird aus Kopenhagen geschrieben: Mit Moschusochsen werden die zoologischen Gärten Europas allem Anschein nach bald überschwemmt werden, da die europäischen Fangschiffer, die nach der Ostküste Grönlands gehen, jetzt auch diesen seltenen Tieren, die man bisher noch nicht in Europa lebend gesehen hat, nachstellen. Einer norwegischen Fangexpedition, die dieser Tage aus Ostgrönland heimkehrte, ist es geglückt, außer Eisbären auch drei Moschusochsen lebend zu fangen. Diese Tiere, belamlich die einzigen Ueberreste einer verschwundenen Erdperiode, führen außer im arktischen Archipel Nordamerikas in Nord- und Ostgrönland ihr zurückgezogenes Dasein. In Ostgrönland wurden sie von der deutschen Nordpol-Expedition von 1869/70 entdeckt, und seitdem waren es wesentlich Polar-Expeditionen, die einige Moschusochsen schossen, um Abwechslung in ihre Mahlzeiten zu bringen, sowie wissenschaftliche Präparate zu gewinnen. Wenn sich aber jetzt auch die Fangschiffer auf den Fang der Moschusochsen legen, dürfte bald gründlich mit diesen Tieren aufgeräumt werden, denn der Eifer, mit dem diese Leute der arktischen Jagd obliegen, ist bekannt genug. Glücklicherweise ist Ostgrönland den Touristen verschlossen, sonst würde die Ausrottung der Moschusochsen einen schnellen Verlauf nehmen. Dem Unverstand der Spitzbergen besuchenden Touristen ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß die Rentiere dort schon fast gänzlich ausgerottet sind. Man ist in den hiesigen Kreisen, die sich für die arktischen Gebiete interessieren, besonders empört über das rücksichtslose Vorgehen, das seiner Zeit das italienische Kronprinzenpaar bei seinem Besuche an der Westküste Spitzbergens an den Tag legte, indem gegen hundert Rentiere und Hunderte von Seevögeln ganz nutzlos, man möchte sagen, hingemordet wurden. Was die Moschusochsen betrifft, so scheint es sehr zweifelhaft sein, ob diese Tiere längere Zeit im europäischen Klima leben können. Der Bedarf würde

also sehr groß werden, wenn Zoologische Gärten, die sich damit versehen wollen, immer einen Bestand an Moskuschchen zu halten bedenken. Einen andren seltenen Gast in Europa, den Eskimohund, sieht man schon häufiger in Europa. Einige prächtige Exemplare befinden sich im hiesigen Zoologischen Garten, die, wie der Direktor dieses Instituts erklärt, sehr gut fortkommen — allerdings muß man ihnen auch hier die Delikatessen, an die sie hauptsächlich gewöhnt sind, Fische und ab zu etwas Thran geben. —

Theater.

Berliner Theater: Die arme Löwin. Schauspiel von Augier. Deutsch von Paul Lindau. — Das französische Kunsthandwerk, zu dem auch die „arme Löwin“ gehört, ist an dieser Stelle oft genug geschildert und gewürdigt worden. Für die ernsthafteste deutsche Kunst ist es ohne Bedeutung, bestensfalls läßt sich in Bezug auf Bühnentechnik etwas davon lernen, wobei immer zu beachten ist, daß eine Kunst um so höher steht, je mehr sie technisches Raffinement verachten darf. Als Unterhaltungsliteratur steht das Genre der „armen Löwin“ im allgemeinen höher als das entsprechende deutsche. Neuerdings stellen sich allerdings auch in Deutschland Amüseure ein, mit denen sich leben läßt, wie beispielsweise Dreher. Wie dem aber auch sein mag: so lange unsere Bühnen Unterhaltungsliteratur brauchen — und das wird leider noch lange der Fall sein — kann man nur mit Freuden begrüßen, daß sie sich den espritvollen französischen Plaudereien zuwenden und zwar wird der Zustand um so erträglicher, je weiter sie zurückgreifen.

In der „armen Löwin“ handelt es sich beispielsweise um Dinge, die so oft beklagt, so oft verurteilt, so oft gegeißelt worden sind, daß man sie ruhig als abgethan betrachten darf, wie munter sie auch immer in der Gegenwart existieren mögen. In der preussischen Gegenwart existiert ja zum Exempel ganz munter die Bevorzugung der Käselsaristokratie des ostelbischen Junktums. Nichtsdestoweniger sind die Vorrechte des Adels historisch abgethan und in einem Schauspiel, das diese Vorrechte in ihr Nichts auflöst, sitzen wir als unbeteiligte Zuschauer. Ähnlich liegen die Dinge in der „armen Löwin“, in der es sich um den Ehebruch handelt, über den nachgerade auch alles gesagt worden ist, was sich vom Standpunkt der bestehenden Ordnung darüber sagen läßt. Eben dieser Umstand aber ist es, der einem normal begabten Menschen gestattet, sich in dem Stück zu amüsieren. Handelte es sich um Probleme, die uns beschäftigen, um Konflikte, die unsere Kraft verzehren, um Aufgaben, für die wir das bisherige Leben dranhaken: wir würden uns ebenso höflich als dringend die feuilletonistische Behandlung verbitten. Je abgethaner die Konflikte sind, um so besser. Die abgethanen Konflikte sind das eigentliche Gebiet der Dilettanten und Amüseure. Daß man in einem mecklenburgischen Gymnasium unter einem orthodoxen Ministerium keine Darwinistische Weltanschauung vertragen kann, das ist ein Konflikt für den „Probekandidaten“ und Max Dreher. Je weiter darum die Direktoren zurückgreifen, um so besser. Wir brauchen Konflikte, die uns völlig kalt lassen, wenn wir uns an der blendenden Technik, den bescheidenen Anfängen zur Charakteristik und dem gelegentlichen Funkeln des Dialogs erfreuen sollen. Unter diesem Gesichtspunkt hat Lindau King gehandelt, als er den alten biederen Ehebruch aufs neue in seiner ganzen Abgeschlossenheit zeigte.

In der Darstellung fiel zunächst der sichere Zug, der durch das Ganze ging, angenehm auf. Marie Frauendorfer fand in der Rolle der tugendhaften, aber leider betrogenen Frau starke und wahre Accente. Das lasterhafte, aber lebenslustige Gegenbild wurde von Fräulein Tauma decent, sicher und mit seinem Talent gespielt. Die Dame war meines Wissens bisher am Schauspielhaus, wo bekanntlich die Unfähigkeit der Leitung so sehr hervortritt, daß nichts anderes hervortreten kann. Das „Berliner Theater“ hat ganz recht gethan, die junge Künstlerin in den Vordergrund zu rücken. Wenn man dem glänzenden Debüt trauen darf, wird sie ihren Platz zu behaupten wissen. Ueberdies sieht sie sehr gut aus, was das Publikum nie zu verstümmen pflegt. Herr Roland wußte sich in der Rolle — des dilettierten Gatten mit Würde zu fassen, während Herr Tauber als Salonphilosoph eine plumpe Behäbigkeit zeigte, die in den eleganten Stil des Stückes ganz und gar nicht hineinpaßte. Er fiel auch sonst nicht eben auf, wenigstens nicht durch seine Vorzüge. Er genoß den Vorzug, in seiner Rolle die meisten und besten Pointen zu haben, so daß er — dem Publikum gegenüber — sozusagen von seinen Rentern leben konnte. Schauspielersisch wurde er von Herrn Wehrkin völlig in Grund und Boden gespielt. Wehrkin spielte seine Rolle im leichtesten Konversationsstil, ohne doch künstlerisch das geringste schuldig zu bleiben. Er gab sogar etwas darauf. — E. S.

Technisches.

— Die Entfernung von Weulen aus Blechhohlkörpern. Bekanntlich ist es eine schwierige Sache, aus Blechhohlkörpern wie Baderöfen, Kaminen etc., welche wir von außen zugänglich sind, Weulen zu entfernen. Gewöhnlich wird eine Oeffnung des Gegenstands durch Aufstößen nötig, wenn man nicht überhaupt auf die Entfernung der Weulen verzichten will. Ein Verfahren, welches fast immer leicht auszuführen ist, und gut zum Ziele führt, ohne den Gegenstand zu öffnen, ist nach der „Technischen Rundschau“ folgendes:

Ein Stück aus Messing oder Weißblech, etwa 10 bis 20 Centimeter lang, dessen Durchmesser etwa ein Viertel des Durchmessers der Weule beträgt, wird, nachdem ein Rand angebördelt ist, auf die Mitte der Weule rechtwinklich aufgelötet. An dem andren Ende des Rohres wird ein Handgriff, am einfachsten ebenfalls aus einem Stück Blechrohr, aufgelötet. Wenn man jetzt versucht, durch kräftiges Ziehen die Weule nach außen zu bringen, so wird das nur in den seltensten Fällen gelingen, klopft man aber mit einem Holzhammer auf die Mänder der Weule, so ist es leicht möglich, allerdings nur, wenn der Gegenstand nicht feststeht, sondern selbst elastisch befestigt ist. Dieses ist am einfachsten zu erreichen, wenn eine zweite Person den Gegenstand festhält, bezw. in der entgegengesetzten Richtung zieht wie der Arbeiter, welcher an dem Handgriff zieht. Bei sehr großen Gegenständen wird man mehrere Personen brauchen, um den notwendigen elastischen Zug zwischen dem Handgriff des Werkzeugs und dem Gegenstand zu schaffen, und ein andrer Arbeiter wird nun die Schläge mit dem Holzhammer führen. Man wird aber beobachten, wie jeder Schlag des Holzhammers die ursprüngliche Form mehr wiederhergestellt und bei einigermaßen geschickten Arbeiten wird die Wirkung dieselbe sein, als ob sich unter dem Blech ein fester Gegenstand befände. Findet man nach Lösung des Werkzeugs, daß die Fläche unter demselben noch aufsteht, oder daß einzelne andre Stellen zu flach geblieben oder geworden sind, so kann man durch Aufstößen eines neuen Werkzeugs aus entsprechend dünnem Blechrohr auch diese entfernen, gerade so, als ob man an derselben Stelle innen einen festen Widerstand von gleicher Fläche wie der Querschnitt des Rohres zur Verfügung hätte. —

Humoristisches.

— **Litteraturhistorisches.** Bei einer Wohltätigkeits-Akademie wird unter andrem auch „Der Erbkönig“ zum Vortrag gebracht; in den Programmen sind durch einen Druckfehler bei den Worten: „Er hält in den Armen das ächzende Kind“ die Gänsefüßchen über dem a weggeblieben. Als der Sänger zu dieser Stelle kommt, sagt Herr Mitosch zu seinem Nachbarn: „Hät, dos ist sehr merkwürdig, der hot gesungen „er hält in den Armen dos lächzende Kind“ und bei mir steht das „ächzende“?“ — „Körem!“ antwortet Herr Janos, „do wird halt Dein Zettel später gedruckt worden sein, wie er schon um zwei Kinder mehr gehöbt hot!“ —

— **Boshaft. Gast:** „Machen Sie, daß Sie fortkommen; ich kann von Ihrem Schwindel nichts gebrauchen!“
Colporteur: „Auch nicht e' Strafgesetzbuch?“ —

— **Mißverstanden.** „Lieben Sie kilsiferte Winnen, Herr Kommerzienrat?“
„Natürlich! Was soll ich machen mit 'ner Blume ohne Stiel?“
(„Reggend. hum. Bl.“)

Notizen.

— Der zweite Teil der Faustdichtung wird im Schiller-Theater etwa erst im Dezember zum erstenmal in Scene gehen. Der ganze „Faust“ wird dann mehrmals in einem geschlossenen Cyklus an je vier auf einander folgenden Abenden zur Aufführung gelangen. —

— Die Aufführung des Schauspiels „Saint Germain“ von Adolf Rösse am Berliner Theater wurde verboten. Grund: Der Held des Stückes ist der große Kurfürst. —

— Die bestrafte Eberfelder. Richard Wagners Erben hatten kürzlich einen Prozeß gegen den Direktor der vereinigten Stadttheater Eberfeld-Barmen wegen der konzertmäßigen Aufführung eines Altes aus „Parisfal“ angestrengt; dieser Prozeß war vom Gericht zu Gunsten des Verklagten entschieden worden. Den trotzdem in ihren Augen Schuldigen bestrafte nun die Familie Wagner dadurch, daß sie die Aufführung sämtlicher Bühnenwerke Richard Wagners in Eberfeld-Barmen für die bevorstehende Spielzeit verbietet. —

— Das Preisgericht für das Goethe-Denkmal hat folgende Preise zuerkannt: 3000 M. Waegener-Berlin, 2000 M. Wehrer-München, 1000 M. Tschner-München. Außerdem wurden vier vierte Preise verliehen. Der erste Sieger, Waegener, ist Mitglied der Berliner Seceßion und ein ehemaliger Schüler von Reinhold Wegas. —

t. Ein großes Meteor fiel neulich in Süd-Spanien im Grenzgebiet der Provinzen Granada, Cordoba und Jaen. Während des Falls erfolgte eine Reihe lauter Detonationen in der Atmosphäre, die die Explosion des Himmelskörpers in der Luft in beträchtlicher Höhe anzeigten. In der That sind nur Teile davon aufzufinden gewesen. Das Merkwürdigste wurde bei Val in der Provinz Jaen von einem Feld angelesen, es wog etwa ein Pfund, hatte die Form eines Würfels, äußerlich eine graue und auf der Innenseite eine grünliche Färbung. —

Ein Riesentbau wird wieder in New York geplant, der an Höhe alle Gebäude übertreffen soll, die bisher zu Geschäftszwecken aufgeführt wurden. Die dortige „Real Estate Company“ macht bekannt, daß sie an der Ecke des Broadway und der 33. Straße ein Gebäude errichten will, das dreißig Stock hoch werden und eine Fläche von 100 Fuß im Geviert bedecken soll; der Grund und Boden allein wird 10 Millionen Mark kosten. —